

Zur Besinnung

Sterntaler- Kirche

Gunda Mayer

Ein neues Jahr hat begonnen, ein Zeitpunkt der Wünsche, auch der guten - oft genug wenig wirksamen - Vorsätze für ein irgendwie „besseres“ Leben. Merkwürdigerweise kommt mir dazu ein Märchen in den Sinn. Märchen sind ja bekanntlich keine Geschichten für kleine Kinder sondern setzen Erfahrungen ins Bild, die Menschen aller Zeiten machen können: Sie erzählen eine allgemein verständliche, anschauliche Geschichte und können damit Wesentliches über Lebenswege, Beziehungen, Reifungsprozesse und innerseelische Vorgänge des Menschen sagen, wenn Auge und Ohr des Lesers dafür offen sind. Darum lade ich nun dazu ein, mit mir „Die Sterntaler“ mit derart offenen, anderen Augen zu lesen:

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, dass es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr hatte, darin zu schlafen, und endlich gar nichts mehr als die Kleider auf dem Leib und ein Stückchen Brot in der Hand, das ihm ein mitleidiges Herz geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „Ach, gib mir etwas zu essen, ich bin so hungrig.“ Es reichte ihm das ganze Stückchen Brot und sagte: „Gott segne dir's“, und ging weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „Es friert mich so an meinem Kopfe, schenk mir etwas, womit ich ihn bedecken kann.“ Da tat es seine Mütze ab und gab sie ihm. Und als es noch eine Weile gegangen war, kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen an und fror: da gab es ihm seins; und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich gelangte es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: „Es ist dunkle Nacht, da sieht

dich niemand, du kannst wohl dein Hemd weggeben“, und zog das Hemd ab und gab es auch noch hin. Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel, und waren lauter blanke Taler; und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, so hatte es ein neues an, und das war vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Taler hinein und war reich für sein Lebtage.

Ein Satz reicht, um das ganze Elend, die absolute Armut, Verlassenheit und Ausweglosigkeit des jungen Menschleins zu umschreiben – als Mädchen hat es nicht nur im Märchen ohnehin oft die Rolle der Schwachen. Ohne Eltern, ohne Besitz, ohne Haus, ohne Erbschaft ist es ohne Schutz, ein Bild totaler Hilflosigkeit, so möchte man sagen, Spiegel einer Menschheitserfahrung bis und gerade auch heute, im Leben einzelner wie ganzer Völker. Stellen wir uns vor: Familie, Freunde, Heim, alles, was Halt gab, ist verloren – gestorben, zerstört; muss sich der Mensch da nicht „ganz allein auf der Welt“ fühlen, vor Angst vergehen oder / und verzweifeln? Wer Angst hat, dem kann jeder andere Mensch zum Feind werden, den er vernichten muss, um zu überleben. Die Geschichte lehrt, dass nicht nur einzelne Menschen, sondern ganze Völker so in einen Vernichtungswahn verfallen; Verzweiflung und Wut, weil „ja doch alles zugrunde geht“, führen Amokläufern die Hand... Andere gängige Reaktionen der Angst: Man schließt sich ein, zieht sich zurück. Scheu vor allen Kontakten, vor allem vor Veränderungen, bestimmt den Alltag – es geht nur noch darum, das, was noch geblieben ist, um jeden Preis zu bewahren, festzuhalten; Besitz, Dinge bekommen da überragende Bedeutung, aber auch Riten, Traditionen, können so zum Halt, ja zum Fetisch werden, auch für ganze Gruppen; wir erleben das in Europa in aktuellen Protestbewegungen gegen Fremde(s). Angst lähmt, das Leben ist nicht mehr auf Zukunft ausgerichtet, nur Vergangenheit zählt,

der Mensch verharnt resigniert in einem endlosen Wartestand – kein Advent ist in Sicht. (Mir fällt da auch manch widersinniges Verhalten von Politikern und Staaten angesichts der drohenden Klimakatastrophe ein...)

Ganz anders unser Sterntalerkind: Es geht hinaus, in die Welt, begegnet Menschen, hört deren Hilferufe, und , einfach unfassbar: es erhört deren Hilferufe, leistet Hilfe – selbstzerstörerisch, lebensbedrohlich, möchte man meinen, denn es gibt ab, teilt, was es zum Leben braucht: mit der Mütze den Schutz – nicht nur vor Kälte –, mit der Kleidung: neben Schutz vor Blicken auch die Ansehnlichkeit in der Öffentlichkeit. Die, denen es gibt, scheinen in ähnlicher Situation: arm, allein, als Kind ebenso auf Hilfe angewiesen wie als einsamer Alter. Unser Märchenkind kann sich offensichtlich einfühlend, solidarisiert sich – ist also, genau genommen, nicht mehr allein, sondern findet Verbündete, die es segnen. Das geht so weit, dass es buchstäblich sein letztes Hemd weggibt; ganz und gar nackt, hüllenlos, ist es ausgeliefert – das schützende Dunkel wird nicht ewig andauern, der Tag wird kommen und mit ihm die Blicke bzw. Zugriffe anderer Menschen.

Wahnwitzig scheint dieses Verhalten – hier rührt das Märchen an Züge des Gleichnisses, sprengt den Rahmen der natürlichen Logik. Absolut scheint die Schutzlosigkeit des Mädchens – aber absolut ist sein Vertrauen auf Gott, von dem das Märchen spricht; dieses Vertrauen ermutigt zum Hinausgehen – woraus und wohin auch immer; diesen „Schatz“ hat das Mädchen behalten, es gibt und verschenkt im Bewusstsein von Gottes Segen, setzt alles auf diese Karte, und der Schluss gibt ihm Recht. Er zeigt, dass dieses Handeln nicht wahnsinnig war, sondern auf die einzig wahre Macht setzte, die Dunkel, Kälte und Einsamkeit

durchbricht: Sterne fallen vom Himmel, Zeichen für das, was das Mädchen es getan hat. Es hat den Himmel sozusagen auf die Erde geholt, hat den Gott mit uns – Immanuel - erfahren und erfahrbar gemacht durch sein Vertrauen, würde die Theologie sagen. Und so ist es, so bleibt es *reich für sein Lebtage...*

Wenn alle so lebten, zumindest alle Christen?

Eine Utopie, gewiss - aber eine, auf die man hin leben kann, jetzt schon: im Vertrauen auf Gott losgehen, loslassen, teilen: Besitz, auch von Lebensnotwendigem wie Wasser, Lebensraum, Lebensrecht - da sind politische Entscheidungen, da ist Einflussnahme von uns Christen gefragt. Und weiter noch: Hinausgehen in die Gesellschaft, in unsere Welt, unsere Umgebung: Mit-Teilen von dem Reichtum unseres Glaubens, unserer Hoffnung auf den „Ich bin da“ und dafür den Kopf hinhalten. Himmlische Güter, Sterne würden wir so sammeln, jetzt schon den Himmel, das Reich Gottes, leben.

Nicht auszudenken, was eine Sterntaler-Kirche ausrichten könnte... Wie mutig, wie freimütig würde sie die Botschaft von der Liebe Gottes teilen, hinaustragen in die „Welt“ und dafür Besitz und finanzielle Sicherheiten „opfern“, auf eingefahrene Denk- und Verhaltensmuster, auf Machtpositionen und Bequemlichkeiten verzichten; wie frei wäre sie da, wie glaubhaft auch, weil solidarisch mit den Armen aller Art! Schutzlos wäre sie da? Feiern wir Christen nicht Weihnachten den „Gott mit uns“, Immanuel? Wenn ER für uns ist, wer ist dann noch gegen uns? Hat Kirche nicht so angefangen?



Das Thema

Gott „unterwegs“ im Alltag finden

Wie ist es möglich, im Trubel des Alltags tatsächlich mit Gott in Kontakt zu kommen und zu bleiben?

Diese Überlegungen beschäftigten uns beim Jahrestreffen im September 2018 in Bad Driburg. In diesem Heft greifen wir traditionell das Thema des Jahrestreffens auf, um diejenigen zu informieren, die nicht teilnehmen konnten.

Die Referentin des ersten Tages, Frau Professorin Agnes Wuckelt, Katholische Hochschule Paderborn, stellte uns Gottesbegegnungen von Frauen vor, wie sie in der Bibel, vor allem im AT, überliefert sind.

Am zweiten Tag referierte Frau Dr. Annette Schleinzer, theologische Referentin des Bischofs von Magdeburg, über Madeleine Delbrêl, „Prophetin und Mystikerin der Straße“. Delbrêl fand Antworten auf die oben gestellte Frage: eine zeitgemäße, bodenständige Alltagsspiritualit at, die auch uns ansprechen kann.

Beide Referentinnen haben uns Material zur Verfügung gestellt, wofür wir ihnen herzlich danken.

Die Zusammenfassung der Ausf uhungen von Frau Wuckelt erstellte Mathilde Pirzer-Hartmann, die von Frau Schleinzer wurde von Christa Herrmann verfasst.

Mathilde Pirzer-Hartmann

Frauen – Gotteserfahrungen auf dem Weg

Zusammenfassung des Vortrags von
Frau Prof. Dr. Agnes Wuckelt

Spurensuche:

Gott und die Frauen in der Bibel

Welche biblischen Frauen kennen wir? Aus dem Alten Testament wurden spontan genannt Eva, Sara, Hagar, Rebekka, Lea, Mirjam, Judit, Ester, Rut und noch einige; aus dem Neuen Testament Maria (die Mutter Jesu), Elisabeth, Marta, Maria (ihre Schwester), Maria Magdalena. Weniger bekannt sind Frauen, die in der Apostelgeschichte vorkommen wie Priska, Lydia, Junia, Ph obe.

Die Referentin überraschte uns mit der Tatsache, dass im AT 49 Frauen namentlich genannt werden, im NT 45. Wobei „namentlich genannt“ nicht heißt, dass sie alle mit ihrem Namen genannt werden, es kann auch heißen Frau von ..., Mutter von ..., Tochter von ..., Schwester des Viele dieser Frauen sind „vergessen“, sie kommen in den gottesdienstlichen Lesungen nicht vor, werden im Text ausgelassen. So

erfahren wir auch wenig über die Religiosität von Frauen, über ihre Gottesvorstellungen und Gottesbegegnungen. Diesem Nichtwissen abzuhelfen ist ein Anliegen dieses Tages.

Gottesvorstellungen im 2. und 1. Jahrtausend v.Chr.

Der Glaube an den einen Gott Jahwe war nicht von Anfang an da. Das AT berichtet von verschiedenen Gottheiten und religiösen Praktiken und auch davon, dass Israeliten gleichzeitig mehrere Gottheiten verehrten. Es brauchte seine Zeit, bis sich der Monotheismus, der Glaube an Jahwe durchgesetzt hatte! Im 2. und 1. Jahrtausend war folgendes üblich: Man verehrte eine persönliche Gottheit, dazu die Clan-bzw. Stadtgottheit und die Nationalgottheit. Eine Jerusalemerin zum Beispiel verehrte als persönliche Gottheit die Göttin Aschera, auf der Ebene der Stadtgottheit den traditionellen Stadtgott Schalim und als Nationalgott den Gott YHWH (Jahwe). Sie konnte ihre private Frömmigkeit in Haus und Familie frei ausüben, an Aschera wandte sie sich zum Beispiel bei

Kummer, Krankheit, Trauer, Kinderlosigkeit u.a. In der Öffentlichkeit war es ihr erlaubt im Heiligtum bzw. Tempel zu beten, zu tanzen und die Handtrommel zu schlagen, sie nahm an Wallfahrtsfesten und Opfermahlzeiten teil und am einfachen kultischen Dienst an einem Heiligtum (sog. Qedeschen).

Göttinnen wurden vor allem von Frauen, aber auch von Männern verehrt.

Beispiele:

- Anat und Astarte, Fruchtbarkeitsgöttinnen, die aber auch kriegerisch sind;
- Aschera, die Gattin Els, Mutter aller Götter, auch Partnerin YHWHs, Fruchtbarkeitsgöttin;
- Isis (im nachexilischen Palästina), dargestellt mit dem Horusknaben auf dem Schoß (Gottesmutter Maria!);
- Hathor, die Göttin der Freude, Liebe, Musik und Tanz;
- Ischtar im Strahlenkranz;
- „Himmelskönigin“, wohl Ehrentitel jeder Göttin, (Maria Himmelskönigin!)

Der Tempel in Jerusalem und der hierarchisch geregelte Tempeldienst halfen, den Glauben an Jahwe als den einen und einzigen Gott durchzusetzen. Ebenso die Verkündigung der Propheten.

Gott wird vor allem als männlicher Gott dargestellt, aber es gibt auch

weibliche Gottesbilder in der Bibel:

Gott als gebärende Frau (Dtn 32,18 ...), als stillende Mutter (Ps 131 ...), als Geburtshelferin (Ps 22,10 ...).

Gott kleidet (Gen 3,21 ...), Gott erzieht (Jes 46,3-4 ...), Gott tröstet (Offb 21,4).

Gott als Bärenmutter (Hos 13,7f), als Haushälterin/Hausfrau (Ps 123,2; Lk 15,8-10), als Bäckerin (Mt 13,33, Lk 13,20), als Adlermutter (Ex 19,4 in Zusammenhang mit Offb 12), als Henne (Ps 17,8; auf Christus bezogen: Mt 23,37; Lk 13,34).

Gott als Weisheit (Spr 1,20-33), Gott als Geistkraft (Gen 1 u. ö.), Gott als grünender Zweig (Sir 24).

Gottesbegegnungen von Frauen auf dem Weg in der Bibel

Gottesbegegnungen einzelner Frauen erarbeiteten wir anhand kurzer Texte in kleinen Gesprächsgruppen.

Sara, die Frau Abrahams. Beim Besuch des Herrn (Gott mit zwei Begleitern) bei Abraham wurde ihr trotz ihres hohen Alters ein Sohn verheißt. (Gen 18,9-15 und 21,1f)

Hagar, Dienerin Saras. Sie floh vor ihrer Herrin in die Wüste. Ein Bote Gottes (oder Gott) verheißt ihr den Sohn Ismael. Sie gab dem Boten, der mit ihr redete einen Namen: „Du bist El Roi, Gottheit des Hinschauens“. (Gen 16,6b-14)

Rebekka, die Lieblingsfrau Jakobs. Sie nahm beim Wegzug in die Heimat Jakobs die Götterstatuen ihrer Familie (Terafim) mit und wurde von ihrem Vater des Diebstahls bezichtigt. (Gen 31,30f)

Mirjam, die Schwester von Mose und Aaron. Sie sang und tanzte nach der Rettung am Schilfmeer: „Singt dem Herrn, denn er überragt alle. Rosse und Wagen warf er ins Meer“.

Michal, die erste Frau Davids. Sie verkleidete ihr Götterbild, legte es in Davids Bett, täuschte damit die Verfolger, David konnte fliehen. (1Sam 19,13 und 2Sam 6,20-23)

Judit, von ihr handelt ein ganzes Buch. Sie rettete (mit Gottes Hilfe) ihr Volk vor den Assyrern, indem sie dem Feldherrn Holofernes den Kopf abschlug.

Marta aus dem NT, die Schwester des Lazarus. Sie erkannte in Jesus den Messias: „Rabbi, ich glaube, dass du der Messias bist, der Erwählte Gottes, der in die Welt kommt.“ (Joh 11,21-27)

Priska, Leiterin/Mitarbeiterin der urchristlichen Gemeinden in Ephesus, Korinth, Rom. (Apg 18,24-27)

Alle Beispiele handeln von Gottesbegegnungen „auf dem Weg“ (am Weg).

Gott wird im Alltag erfahren, in Begebenheiten des Lebens.

Gott hört die Klagen. Gott handelt: Er schaut nach den Menschen, er sucht und findet sie. (Erfahrung der Hagar).

Gott hilft denen, die etwas tun.

Die Erfahrungen der Frauen können auch für uns / in unserer Zeit relevant sein.

Mathilde Pirzer-Hartmann

Begegnung mit Madeleine Delbrêl

Zusammenfassung des Vortrags von Frau Dr. Schleinzer

Frau Dr. Annette Schleinzer, die Referentin des zweiten Tages, beschäftigt sich seit vielen Jahren mit Madeleine Delbrêl. Von ihrem Doktorvater, dem späteren Kardinal Karl Lehmann, wurde sie angeregt, über Leben und Werk dieser Frau zu promovieren. Folgenden Rat gab er ihr dabei mit auf den Weg: „Versuchen Sie niemals sie einzuordnen. Sie war ein Impuls des Heiligen Geistes für unsere Zeit.“

Diesem Impuls hat Frau Schleinzer in ihrem Vortrag nachgespürt und das Leben von M. Delbrêl in drei markante Stationen eingeteilt.

1. Station

Kindheit und Jugend von Madeleine waren von unterschiedlichsten Erfahrungen, Lebenswirklichkeiten und Lebensanschauungen geprägt. Als Kind einer gut bürgerlichen katholischen Mutter und eines eher exzentrischen und freidenkerischen Vaters, spielte der Glaube in ihrer Kindheit eine große Rolle. „Wenn ich einmal groß bin, möchte ich Menschen zu Gott führen“, so lautete einer ihrer kindlichen Wünsche. Doch als die Familie durch berufliche Veränderungen des Vaters nach Paris umziehen musste, lernte Madeleine dort durch Teilnahme und Integration in intellektuell aufgeklärte Salons atheistische Strömungen kennen. So sah sie mit 15 Jahren im Glauben an Gott nur noch eine Projektion des menschlichen Gehirns, deren sie nicht mehr bedurfte. Stattdessen neigte sie sich der Philosophie zu und begann später Philosophie zu studieren. Nebenher liebte sie ein sehr ausgelassenes, tanzwütiges Leben, durchsetzt mit immer wieder tiefen Phasen von Depression. Doch mit 18 Jahren lernte sie im Freundeskreis ihres Vaters einen jungen Mann

kennen, der Priester werden wollte. Eine große Liebe erwachte in ihr, die gleichzeitig ihre atheistischen Ansichten ins Wanken brachte. Es kam schließlich zur Verlobung mit diesem jungen Mann, der allerdings kurz darauf zum Militär eingezogen wurde, dort wieder zu seiner alten Berufung zurückfand und die Verbindung zu Madeleine abrupt und radikal abbrach.

Madeleine, inzwischen 20 Jahre alt, stürzte dadurch in tiefe Einsamkeit und wurde schwer krank. Erstaunlicherweise führte diese Trennungserfahrung sie aber nicht zurück in den Atheismus, sondern bewirkte in ihr eine stärkere Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben. Als sie auf Teresa von Avila stößt und bei ihr liest, man solle Gott jeden Tag 15 Minuten Zeit schenken beschließt sie, von nun an täglich zu beten. Am 29.03.1924 schreibt sie in ihren Aufzeichnungen: „Gott hat mich gefunden“. Von da an hat sie nie mehr an Gott gezweifelt.

2. Station

Nach dieser Gotteserfahrung vollzog sie eine Lebenswende. Gott war ab da der Mittelpunkt ihres Lebens und sie dachte über einen Eintritt in den Karmel nach. Ein Priester riet ihr aber, zunächst für 1 Jahr in einer Pfarrgemeinde aktiv tätig zu sein. So wurde sie Pfadfinderin, nahm wöchentlich an Bibellesungen teil und erhielt daraus den Impuls, sich in sozialen Brennpunkten einzusetzen. Schließlich erwuchs bei ihr daraus die Erkenntnis, nicht in ein Kloster zu gehen, sondern wie die ersten Christen mitten in der Welt zu wirken, Jesus in der Welt heute erfahrbar zu machen. „Wir wollen nicht etwas machen“, war ihre Devise, sondern „wir wollen Menschen sein, durch die hindurch Christus wirkt“. Um in den sozialen Brennpunkten professionell wirken zu können, studierte sie

Sozialarbeit. 1933 gründet Madeleine mit zwei weiteren Frauen in der Fabrikstadt Ivry, der ersten kommunistisch regierten französischen Stadt, eine Wohngemeinschaft inmitten eines Armenviertels. Es wird ‚ein Haus der offenen Tür‘ für die armen, ausgebeuteten Menschen ihrer Umgebung. Madeleine findet durch ihr Wirken auch die Anerkennung der politischen Öffentlichkeit und so wird sie 1946 zur kommunalpolitischen Mitarbeiterin ins kommunistisch regierte Rathaus berufen. Sie ist der Überzeugung, dass Christen sich sozial und politisch engagieren und Stellung beziehen müssen, denn auch „wer schweigt, bezieht Stellung“.

Ihre berufliche Tätigkeit gibt Madeleine 1946 auf, denn ihre Gemeinschaft ist inzwischen auf 18 Frauen angewachsen. So wird sie zur Hausmutter und Oberin dieser Gemeinschaft.

3. Station

Je mehr Madeleine von ihrer Gemeinschaft, von den caritativen Aufgaben und vom öffentlichen Leben gefordert wurde, umso mehr beschäftigte sie in ihrer 3. Lebensphase die Frage, wie man im Alltag mit all seinen Anforderungen außerhalb von Klostermauern geistlich leben kann. Sie war sich sicher, dass es neben herausgerufenen Menschen auch Menschen der Straße gab, zu denen sie sich zählte, die ebenfalls von Gott gerufen waren.

Doch wo blieb bei den Menschen der Straße Raum und Zeit für Gott und das Gebet? Für Madeleine war das eine Frage der Sehnsucht, denn wer voller Sehnsucht ist, für den gibt es von morgens bis abends Zeiteilchen, dieser Sehnsucht – nach Gott – Raum zu geben: keine langen Meditationen oder Stundengebete, sondern Zeiteilchen, kurze Augenblicke des Denkens an Gott, Stoßgebete – Benedikt von Nursia nannte das den „Wandel in Gottes Gegenwart“. Diese Form der Spiritualität wurde für Madeleine immer wichtiger.

Dennoch sorgte sie in ihrer Gemeinschaft auch für ein Minimum an spiritueller Struktur. Dazu gehörte die tägliche Teilnahme an der Eucharistiefeier, die tägliche gemeinsame Schriftlesung und monatlich ein freier Sonntag.

So sollte allmählich das ganze Leben in das Angesicht Gottes rücken:

„O Gott, wenn du doch überall bist, wie kommt es dann, dass ich sooft woanders bin?“ Madeleine wollte in einer Welt, die zu 90% nicht mehr an Gott glaubte, missionarisch Kirche sein. Sie wollte nicht verkündigen, sondern Gott aussäen. Dafür aber war es für sie ganz wichtig, dass sie selber zu einer Insel göttlicher Anwesenheit wurde. Alles Weitere wollte sie Gott überlassen, denn:

„Missionar sein kann man nur, wenn man dem Wort Gottes, dem Evangelium, in sich selbst einen offenen, weiten, herzlichen Empfang bereitet hat. Der lebendige Drang dieses Wortes geht dahin, Fleisch zu werden, Fleisch zu werden in uns. Und wenn wir so von ihm bewohnt sind, dann sind wir geeignet, Missionare zu werden.“

Christa Herrmann

Gedankensplitter von Madeleine Delbrêl

„Der Gläubige kann sich nicht vorstellen - und er denkt nicht mal daran, es sich vorzustellen von welchen Ängsten der heutige Mensch in wahnsinnigen Steigerungen befallen wird, wenn er sie nicht mit einer allmächtigen Weisheit in Zusammenhang bringen kann. Die Angst drückt sich selten in Worten aus. Wenn man sich jedoch bewusst macht, dass sie auch so manche gläubige Christen aus dem Gleichgewicht bringen kann, dann vermag ein wenig Nachdenken und viel Liebe erahnen lassen, was in dem Schweigen mitschwingt, das ein Mensch, der nicht an Gott glaubt, sogar sich selbst gegenüber verborgen hält...“

Der Gläubige, ist, auch wenn sein Glaube schwach ist, nie ganz allein, nie ganz ohne Zuflucht. Der Ungläubige kennt die Einsamkeit im Reinzustand, eine geradezu unmenschliche Einsamkeit. Er ist der Beziehung beraubt, die am allerwesentlichsten zu ihm gehört ... Alles, was Gott entrissen ist, ist dann dem Tod geweiht. Was immer man liebt, man liebt etwas, das sterben muss. Das Leben wird zur Vollendung

des Todes. Alles ist vom Nichts und von der Absurdität überflutet.

Wenn wir diesen Unheilszustand bei einem Menschen, der nicht an Gott glaubt, realisieren: wagen wir es dann noch, aus dem, was er sagt, was er tut, was er sucht, zu schließen, dass die frohe Botschaft des Evangeliums für ihn überflüssig sei?... Oder müsste der lebendige Gott des Evangeliums uns nicht unerträglich sengen, solange wir seinen Namen nicht laut unter denen ausrufen, die verzweifelt sind, ohne es zu wissen? Wenn sie sich umdrehen, weil sie uns Gott rufen hören, dann wäre das für sie der Anfang der einzigen guten Nachricht“.



„Was noch schwerer wiegt, ist, dass die meisten Christen, die zu dieser Gemeinde gehören, innerlich vom Milieu der Nichtchristen getrennt sind, obwohl sie doch im selben Viertel wohnen oder miteinander arbeiten. Und noch schlimmer ist es, dass sich viele von ihnen den Nichtchristen gegenüber oft gleichgültig oder feindselig verhalten. Viele Christen, die nur unter sich leben, haben keine Ahnung, wie das Christentum auf Menschen wirkt, die nicht glauben; das lässt sie einander fremd werden ... Einige Leute, die von den ungläubigen Massen bis ins Herz getroffen worden sind, mussten erleben, dass sie früher oder später von der Pfarrei abgewiesen wurden, in der sie einen Fremdkörper bildeten. Ihr Rückzug hat die Pfarrei um ihre wertvolle Präsenz gebracht, und sie selbst sind dadurch auch ärmer geworden ... Die Konvertiten hingegen haben in der Pfarrei nicht immer eine Gemeinschaft gefunden, die voll und ganz auf ihre persönlichen Bedürfnisse und auf die Bedürfnisse ihrer nichtchristlichen Umgebung, in der sie ja durch ihre Familie und ihre Arbeit weiterhin blieben, eingegangen wäre. Und wenn es Suchende gab, die gerne mit Christen gesprochen hätten, so konnten sie in der Pfarrei nicht immer Menschen finden, die ‚ihre Sprache‘ gesprochen hätten, und so sind sie leeren Herzens wieder gegangen. Solche Vorkommnisse, die überall schon schwer wiegen, werden in einer Bevölkerung, in der es nur eine verschwindende Minderheit von Christen gibt, besonders dramatisch.“

Aus: Annette Schleinzer: Madeleine Debrêl, Prophetin einer Kirche im Aufbruch



„Wir Leute von der Straße“

Es gibt Leute, die Gott in eine besondere Lebensform beruft.

Andere gibt es, die lässt er in der Masse, die zieht er nicht „aus der Welt zurück“.

Es sind Leute, die eine gewöhnliche Arbeit verrichten, die gewöhnliche Verheiratete oder gewöhnliche Unverheiratete sind. Leute, die gewöhnliche Krankheiten und gewöhnliche Traueranlässe haben.

Leute, die ein gewöhnliches Haus und gewöhnliche Kleider haben. Es sind Leute des gewöhnlichen Lebens. Leute, die man auf einer beliebigen Straße antrifft.

Sie lieben ihre Tür, die sich zur Straße hin öffnet, wie ihre der Welt unsichtbaren Schwestern und Brüder die Tür lieben, die sich endgültig hinter ihnen geschlossen hat.

Wir ändern, wir Leute von der Straße, glauben aus aller Kraft, dass diese Straße, diese Welt, auf die Gott uns gesetzt hat, für uns der Ort unserer Heiligkeit ist.

Wir glauben, dass uns hier nichts Nötiges fehlt, denn wenn das Nötige fehlte, hätte Gott es uns schon gegeben....

Die Offenbarung des Evangeliums ist Geist und Leben. Es verlangt von dem, der sie empfangen will, die Aufmerksamkeit seines Geistes und seines Lebens. Wir denken oft, wir müssten ihm den „Buchstaben“ unseres Daseins geben: Zeit, äußere Einsamkeit, Rückzug. Und wenn unsere Lebensweise uns daran hindert, dann sind wir schnell dabei zu glauben, das Evangelium sei nichts für uns – oder höchstens in einer verkürzten oder verfälschten Form. Gern würden wir denen, die die Wüste gewählt haben, die Fülle einer Botschaft überlassen, die doch in dem dichten Gedränge der Welt gelebt und gepredigt worden ist.

Nun aber sollen alle unsere Lebensweisen das Evangelium aufnehmen; alle sind dazu berufen,

das Wort Jesu ungeteilt und unverfälscht zu empfangen. Aber sie können das nur, wenn sie sich als das, was sie sind, hingeben – als ein ungeteiltes Leben, als unser eigenes ganzes Leben. Sie können es nur, wenn sie ihre sämtlichen inneren Kräfte zur Verfügung stellen, mit allem, was sie bewegt, was ihren Geist beflügelt.

Nirgendwo als in unserem Leben, das von morgens bis abends zwischen den Ufern unserer Häuser, Straßen, Begegnungen dahin strömt, will Gottes Wort wohnen.

Nirgendwo als in unserem Geist, der uns durch unsere Arbeit, Mühsal, Freude, Liebe hindurch zu uns selbst kommen lässt, will Gottes Wort bleiben.

Der Satz des Herrn, den wir dem Evangelium während der Frühmesse entrissen haben oder während der Fahrt in der Metro, oder zwischen zwei Haushaltsarbeiten, oder abends im Bett: er darf uns genauso wenig verlassen wie uns unser Leben oder unser Geist verlässt.

Dieser Satz will befruchten, verwandeln, erneuern: den Händedruck, den wir zu geben haben, unser Bemühen, gute Arbeit zu leisten; die Art, wie wir die Menschen anblicken, die uns begegnen, wie wir gegen unsere Müdigkeit ankämpfen, mit einem Schmerzanfall umgehen, in einer Freude erblühen. Dieser Satz will überall dort zuhause sein, wo wir zuhause sind. Er will überall dort wir selbst sein, wo wir wir selbst sind.

Das Wort des Herrn fordert unsere Achtung; wenn es in unserem Alltag Pausen gibt, so will es ein wenig oder auch viel davon in Beschlag nehmen. Es verlangt von uns, dass sich unser Geist ausschließlich mit ihm beschäftigt und will, dass er ihm alles opfert, was weniger wert ist. Es will, dass man über ihm betet und dabei vergisst, was im Vergleich zu ihm so wenig zählt.

Wenn unser Tag so voll gestopft ist, dass Pausen unmöglich sind, wenn unsere Kinder, der Mann, das Haus, die Arbeit fast alles beanspruchen, dann fordert es so viel Glaube von uns und so viel Achtung, dass wir wissen: seine göttliche Kraft kann ihm stets Raum verschaffen. Dann

sehen wir es aufleuchten, während wir eine Straße entlanggehen, unsere Arbeit verrichten, Gemüse schälen, auf eine telefonische Verbindung warten, unsere Böden kehren; sehen es aufblitzen zwischen zwei Bemerkungen eines Mitmenschen, zwischen zwei Briefen, die zu schreiben sind, beim Aufwachen und beim Einschlafen.

Denn das Wort hat seinen Platz gefunden: ein armes und warmes Menschenherz, das ihm Herberge bietet.

(Madeleine Delbrêl, Deine Augen in unseren Augen. Die Mystik der Leute von der Straße, München 2014, 81.90€).



Freuden vom Berg herab

*Weil deine Worte, o Gott, nicht dazu da sind,
um tatenlos in unseren Büchern zu bleiben,
sondern um uns zu beherrschen und in uns
die Welt zu durchheilen,
so gib, dass von diesem Feuer der Freude,
das du einst
auf einem Berg entzündet hast,
von dieser Belehrung, glücklich zu sein,
Funken uns erreichen und in Brand setzen,
uns ermächtigen und überwältigen,
damit wir, von ihnen angesteckt wie Zunder
im Stoppelfeld,
die Straßen der Stadt durchlaufen,
den Wogen der Menge entlang,
sie anstecken mit Seligkeit,
sie anstecken mit Freude.*

*Denn wir haben wirklich genug
von all den Ausrufern schlimmer
Neuigkeiten,
trauriger Nachrichten.
Sie machen so viel Lärm,
dass sogar dein Wort übertönt wird.
Lass in ihrem Gedröhn
unser Schweigen erklingen,
bebend von deiner Botschaft.*

Im antlitzlosen Gedränge lass unsere Freude

*aufleuchten, die lauter tönt als das Schreien
der Zeitungsverkäufer,
überwältigender ist
als die reglose Trauer der Masse.*

Madeleine Debrêl

Literatur

Sibylle Lewitscharoff und Najem Wali „Abraham trifft Ibrahim“ Streifzüge durch Bibel und Koran

Beatrix Albrecht

Najem Wali trug, wie er in einem Interview sagte, jahrelang die Idee mit sich herum, ein Buch zu schreiben, in welchem er die Geschichten wichtiger Figuren der Bibel und des Korans erzählen wollte, denn seit langem war ihm aufgefallen, dass Judentum, Christentum und Islam über Legenden mit demselben Kern verfügen. Alleine wollte er das Buch nicht schreiben, damit es nicht zu einseitig würde. Zufällig saß er bei einer Einladung während der Nibelungen-Festspiele von 2015 an einem Tisch neben Frau Lewitscharoff. „Ich saß bei vielem Wein, Frau Lewitscharoff bei vielem Wasser. Und dann habe ich ihr gesagt, Frau Sibylle Lewitscharoff, jetzt weiß ich, mit wem ich dieses Buch schreibe. Sie sagte, wovon reden Sie? Da habe ich es ihr erzählt, und sie hatte Verständnis für die Idee. Und am nächsten Tag kam sie zu mir und sagte, wir fangen an.“ (DLF-Kultur 09.05.2018)

Sibylle Lewitscharoff ist in Stuttgart geboren und wuchs als Tochter eines bulgarischen Arztes und einer Deutschen auf. Sie interessierte sich früh für Literatur. 1973 ging sie nach Berlin, wo sie seitdem lebt. Sie studierte Religionswissenschaft an der Freien Universität. Seit Anfang der 2000er Jahre ist sie als freie Autorin tätig und erhielt für ihr schriftstellerisches Werk zahlreiche Literaturpreise. 2013 wurde sie mit dem Georg-Büchner-Preis ausgezeichnet.

Najem Wali ist in Basra zur Welt gekommen. 1980 floh er nach Ausbruch des Irak-Kriegs nach Deutschland. 1988 schloss er sein Germanistikstudium in Hamburg ab und begann in Madrid ein Studium der spanischen Literatur. Er war lange Zeit Kulturkorrespondent der bedeutendsten arabischen Tageszeitung Al-Hayat und schreibt regelmäßig u.a. für die Süddeutsche

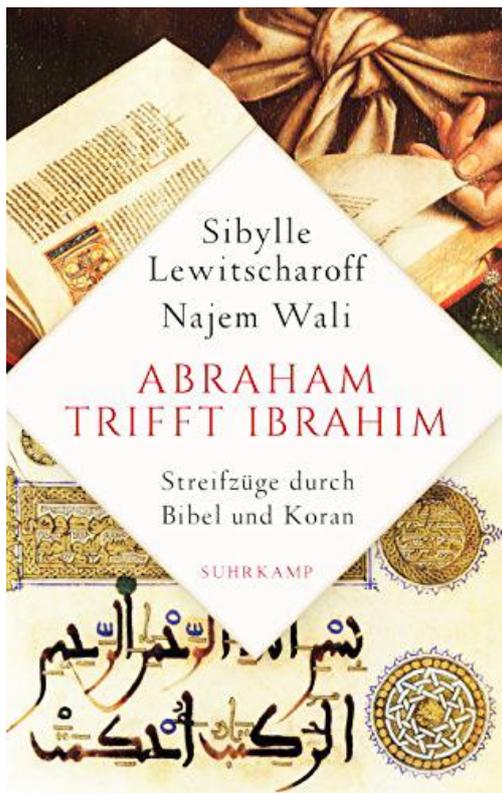
Zeitung, die Neue Zürcher Zeitung, den Spiegel und die Zeit. Heute lebt Najem Wali als Autor und Journalist in Berlin. Er veröffentlichte zahlreiche Romane und Erzählungen. Zuletzt erschien sein Roman „Saras Stunde“ (2018)

Beide Autoren bedauern, dass viele Gläubige nicht wissen, was in der Bibel bzw. im Koran wirklich steht. Vom Erzählen kennen sie jedoch seit ihrer Kindheit viele Geschichten, die sie irrtümlich den Heiligen Schriften zuschreiben und die die Traditionen teilweise eher beeinflussen als die eigentlichen Texte. Z.B.: „Die Frau sei Stellvertreterin des Schaitâns und ähnliche Sätze spricht manchmal der Volksmund. Aber im Koran finden wir den Vorwurf nicht. Im Gegenteil, im Koran musste Adams arme Frau Hawwâ, weil er der Verführung des Schaitâns erlegen war, das Paradies verlassen...“ (S.45) Das Anliegen der Autoren ist, die Menschen von der Notwendigkeit, die Texte zu lesen zu überzeugen und damit Wissen zu vermitteln und Aufklärungsarbeit zu leisten.

In korrespondierenden Essays, wenn auch mit verschiedenen Zugängen zum Text und mit verschiedenen Vermittlungsweisen, betrachten die beiden Schriftsteller neun Hauptfiguren der beiden heiligen Schriften, auf die sie sich verständigt haben. Es sind: Eva/Hawwâ, Abraham/Ibrahim, Moses/Mûsa, Lot/Lût, Hiob/Ayyûb, Jona/Yûnus, König Salomo/Sulaimân, Maria/Maryam, der Teufel/Schaitân.

Die Leser können die einzelnen Essaypaare in beliebiger Reihenfolge lesen. Sie werden jeweils mit der nötigen Information aus den Schriften und aus der Exegese zur Figur und deren sozialem Kontext versorgt.

Sibylle Lewitscharoff fügt mit viel Kreativität gestaltete, auch breit angelegte, Parallelgeschichten aus Gegenwart und Vergangenheit hinzu (z.B. eine Kierkegaard Episode, die nur sie kennt zu Abraham und Brentanos Vita zu Jona). Sie lässt sich von Assoziationen zu Philosophen, Dichtern und Schriftstellern, Malern und Musikern, Theologen und Psychologen treiben. Die Sprache erscheint teils ernsthaft, teils kurzweilig ironisch gefärbt. Ein Beispiel: „...In ihr sprechen nur Männer. Abraham spricht mit Gott, Lot spricht mit seinen Gästen, aufgebrauchte Männer krakeelen vor seinem Haus, die Engel sprechen zu Lot. Die Frauen bleiben ohne Stimme und laden in bemerkenswerter Stummheit Schuld auf ihr Haupt. Insofern sind sie zwar waschechte Evastöchter...“ (S.130)



Die Einleitung zum Buch durch Najem Wali ist für den Laien eine wichtige Hilfe: Sämtliche Prophetengeschichten im Koran haben einen Vorläufer im Alten Testament. Die knappe, nicht kontinuierliche Erzählweise des Korans setzte voraus, dass Muhammads Publikum die entsprechenden Geschichten bereits kannte und seine Anhänger aus dem Judentum und dem Christentum ihr Wissen sowie die Überlieferungen mitbrachten. Für sein Ziel, die Arabische Halbinsel mit ihren jüdischen und arabischen Stämmen und christlichen Bevölkerungsteilen zu einen und sie dem Überbringer der Botschaft zu unterwerfen, musste er diese Überlieferungen dem Leben in der arabischen Wüsten anpassen.

Die Schwerpunkte seiner der Schilderung der Hauptfiguren aus muslimischer Sicht liegen bei den Koranstellen, die er ausführlich zitiert. Mit den Stellen, ihrem Umfeld und den Quellen setzt er sich differenziert auseinander.

Über das Erzählen sagt er: „Und diese Geschichten machen den Menschen klar, dass sie Schicksalsgefährten sind und dass das Erzählen der einzige wirklich Heilige Krieg ist – ein Krieg gegen das Vergessen, dass wir Menschen alle gleich sind. So wird die Literatur nicht nur ein Mittel, um die Welt zu retten, sondern auch ein Ort der Verbrüderung und des Friedens.“ (NZZ 25.11.2015)

Literatur

Sibylle Lewitscharoff und Najem Wali:
„Abraham trifft Ibrahim“ Streifzüge durch
Bibel und Koran

Geb. Ausgabe 2018, € 24,00, TB € 14,00
Suhrkamp Verlag, Berlin

Weitere Leseempfehlung

Amir Beitar / Henning Sußebach: „Unter einem Dach“

Jutta Busse

„Unter einem Dach“ ist ein hochaktuelles Buch, das sicher in einigen Jahrzehnten Zeugnis geben kann für vorbildliches Engagement in einer drangvollen Epoche unseres Landes. Als 2015 zehntausende Flüchtlinge aus Syrien und vielen anderen Ländern nach Deutschland kamen, entschließt sich Henning Sußebach nach reiflicher Überlegung und nach Absprache mit seiner Frau und seinen beiden Kindern einen flüchtigen Studenten aus Syrien bei sich aufzunehmen. Henning ist Journalist bei der Hamburger Wochenzeitung „Die Zeit“ und bewohnt mit seiner Familie ein Einfamilienhaus in einem Vorort von Hamburg. Er hat sich durch Lesen einschlägiger Literatur und anderweitige Informationen auf den erwarteten Gast vorbereitet, der seit sechs Monaten in einem Auffanglager in Sachsen lebt und gern vorerst in einer deutschen Familie das deutsche Leben, Sitten und Gebräuche kennenlernen möchte. Die Familie macht in ihrem Haus ein Zimmer frei, das sie mit dem Notwendigen ausstattet, das aber zunächst nicht von dem Neuankömmling gefüllt wird, da Amir nur eine Tasche mit Sachen hat. Alles andere, was er aus der Heimat mitgenommen hat, ist ihm auf der Flucht gestohlen worden.

In den ersten Wochen spricht der syrische Gast nur wenige Sätze deutsch, besucht aber schnell einen Sprachkurs und nimmt andere Gelegenheiten wahr, um Deutsch zu lernen. Er kommt aus einem Dorf am Euphrat nahe der Stadt Deir ez Zor, wo er an der Universität Mathematik und Informatik studiert hat. Er hat dreizehn Geschwister und kann sich eine Familie mit nur zwei Kindern kaum vorstellen. Er ist gläubiger Moslem, an viele den Alltag beeinflussende Vorschriften gebunden, so dass es in der Familie Sußebach, die sich sehr bemüht und geduldig auf ihn einstellt, täglich zu neuen Überraschungen und Schwierigkeiten kommt.

Das Buch schildert in wechselnden Kapiteln die sich allmählich entwickelnde Verständigung.

Einmal schreibt Henning über die Ereignisse der letzten Tage aus seiner Sicht, dann schreibt Amir, wie er die Familie und Freunde und Bekannten seiner Gastgeber erlebt. Neben vielen anderen Verhaltensweisen und Gepflogenheiten der Deutschen kann er nicht begreifen, dass er in diesem angeblich christlichen Land nicht sieht, wann und wo die Menschen beten und dass in seinem Umfeld sonntags niemand in die Kirche geht, wie er es aus seiner Heimat kennt.

Das Buch ist anschaulich geschrieben, spannend und sehr interessant zu lesen. Man kann nachvollziehen, was Henning S. in einem der letzten Kapitel nach sechs Monaten des Zusammenlebens schreibt: Nicht nur Amir hat sich in diesem halben Jahr zwangsläufig verändert, auch er selbst und die ganze Familie ist in einen ständigen Prozess des Hinterfragens geraten. Alle mussten sich mit vielen Fragen neu auseinandersetzen und den eigenen Standpunkt überdenken. Auch ich habe es beim Lesen oft so empfunden. Wir hören ja seit der großen „Flüchtlingswelle“ von 2015 durch Presse und Fernsehen meistens, wenn durch die Zugereisten Straftaten begangen werden, so dass man den Eindruck gewinnen könnte, dass mindestens ein großer Teil dieser Menschen Kriminelle oder Asoziale sind. In diesem Buch kann man von einem Schicksal erfahren, das einen berührt und Sympathie weckt. Ein menschliches Schicksal, wie es sicher in vielfältiger Ausprägung tausendfach in unseren Tagen vorkommt. Wir alle können nur wünschen, und wo es möglich ist, unseren Teil dazu beitragen, dass diese schwierige Integration gelingt.

Literatur

Amir Beitar / Henning Sußebach:

„Unter einem Dach“

Geb. Ausgabe 2016, € 19,95

Rowohlt Verlag

Aktuelles

100 Jahre ND

Jubiläumskongress

22. - 27. 4. 2019 in Köln

Der ND, befreundeter oder „Geschwister“-Verband des HELIAND, feiert sein einhundertjähriges Bestehen und wir als HELIAND sind herzlich eingeladen mitzufeiern!

Höhepunkt ist die eigentliche Geburtstagsfeier am Freitag, 26. April 2019, beginnend mit einem Festgottesdienst im Kölner Dom.

Der anschließende Festakt im Kölner „Gürzenich“ mündet in einen festlichen Abend mit „After-Show-Party“ und Tanz.

Begegnung und Austausch prägen die Kongresswoche, die Themen widmen sich Glaube, Kirche, Gesellschaft und Politik.

Das Programm ist vielfältig mit Kunst und (Live)-Musik, Referaten und Diskussionen, kreativen Angeboten und Exkursionen, Gottesdiensten und Liturgischer Nacht, Erzählcafé und Poetry-Slam, Kölschem Humor und Bierprobe.

Interessierte wenden sich bitte an die

ND-Geschäftsstelle

Gabelsbergerstraße 19
50674 Köln

Tel. 0221 177 363 40

info@nd-netz.de

Homepage: www.nd-netz.de



Ein fiktiver Brief

Die Kirche befindet sich nach wie vor in einer schwierigen Situation. Die notwendige Strukturreform beschränkt sich allein auf die Anpassung der Anzahl der Gemeinden an die Anzahl der vorhandenen Priester. Doch das führt nicht zu einem neuen Aufbruch. Es zeigt sich vielmehr immer deutlicher, dass Aufbruch und Erneuerung nicht von der Kirchenleitung allein zu erwarten sind, sondern, dass wir Laien mutiger den Finger in die Wunden legen und um Lösungen mit ringen müssen. Der fiktive Brief will Anstoß und Anregung dazu sein.

Redaktionsteam

Das

Sehr geehrter Herr Erzbischof,

im Sinne und im Auftrag Jesu Christi sind Sie der gute Hirte für uns, die Gemeinschaft der Glaubenden in Ihrer Diözese. Diesem, unserem Hirten, gilt dieses Schreiben.

Wir möchten mit einer Frage beginnen. Kennen Sie uns, Ihre Herde, unseren Alltag wirklich?

Wir sehen Sie, unseren Hirten, nur bei besonderen, herausragenden Ereignissen wie Firmungen, besonderen Patrozinien, Jubiläen und dergleichen. Sie erleben dann volle Kirchen und frohe Festtagsstimmung – also satte Weiden. Doch das ist nicht die Realität.

Im kirchlichen Alltag haben wir den Eindruck, dass unsere „Weiden“ – der Glaubensgrund – immer trockener und kahler werden. Ihre Stellvertreter, die Priester, können in den flächenmäßig immer größeren Gemeinden nicht mehr so Priester sein, wie sie es von ihrer Berufung her gerne sein wollten. Heute sind sie in erster Linie Gemeindeleiter, d. h. Verwalter und Sakramentenspender. Die Seelsorge, der persönliche Kontakt zu den Gemeindemitgliedern, Gespräche über Zweifel, den eigenen Glauben, Krankenbesuche, bleiben mehr oder weniger auf der Strecke. Darunter leiden nicht nur wir, die Gemeinde, sondern auch und vielleicht noch mehr, die Priester, für die Sie auch Verantwortung haben. Mit zwei Aussagen aus jüngster Zeit wollen wir das belegen.

In einem Gespräch mit einer Frau, die seit Jahren in einem großen Pfarrbüro tätig ist, erzählte sie von einer sie sehr belastenden Situation, wo sie nicht richtig helfen konnte, und dann wiederholte sie immer wieder sehr traurig: „wir machen keine Seelsorge mehr, wir machen nur noch Verwaltung.“

Kurz darauf fand zufällig ein Gespräch mit einem priesterlichen Gemeindeleiter statt. Anlass war eine falsche, bzw. unterlassene Bekanntmachung. Da gestand der junge Priester, dass er vor einigen Wochen in einer tiefen Sinnkrise war. Eine Verwaltungsvorschrift nach der anderen hätten ihn vom Ordinariat erreicht. Er hätte sich gefragt, ob er das auf Dauer will und ob sein Berufsbild nicht ein anderes gewesen wäre. Ein älterer Priester hätte ihm mit dem Rat geholfen, solche Briefe vom Ordinariat häufiger mal dem Papierkorb zu überlassen. Aber ist das eine Lösung?

Wir fragen Sie: sehen Sie diese Situation der hungrigen, verstreuten Herden und sehen Sie die Not der Priester, die nicht so Hirte sein können, wie es ihren Vorstellungen und ihrer Berufung entspricht? Wenn Sie es sehen, warum handeln Sie nicht? Fehlen Ihnen Lösungsmöglichkeiten? Wir können Ihnen helfen.

Wir schlagen vor und erwarten, dass unsere großen Gemeinden, Seelsorgeeinheiten oder wie immer sie genannt werden, von einer Doppelspitze geleitet werden, dem geistlichen

Leiter und dem oder der Verwaltungsleitung. Der Priester, als geistlicher Leiter, kann zwar weiterhin die oberste Dienstaufsicht haben, die fachlichen Entscheidungen im Verwaltungsbereich obliegen aber dem oder der Verwaltungsleitung. Bei einer solchen Regelung kann der Priester wieder Seelsorger sein, kann die Glaubensnöte und die Zweifel an so manchen liturgischen Texten und Dogmen in Gesprächen erfahren und darauf reagieren. Und er kann verlässlicher als das unter den jetzigen Bedingungen möglich ist, das Evangelium in die heutige Zeit mit ihren wissenschaftlichen, kulturellen Entwicklungen und Erkenntnissen übertragen.

Eine solche Änderung und Neuregelung ist möglich und liegt in Ihrer Kompetenz.

Aus unserer Sicht, von der Basis her, können Sie nicht nur, sondern Sie müssen handeln.

Sehr geehrter Herr Erzbischof, prüfen Sie bitte, ob Ihr Bild vom guten Hirten noch kompatibel ist mit dem guten Hirten, den Jesus Christus nicht nur verkündet, sondern gelebt hat.

In diesem Sinne grüßen Sie

besorgte Christen Ihrer Diözese

Dieser Brief erhebt keinen Anspruch auf Urheberrecht. Er kann von jedem unterzeichnet und ganz oder teilweise übernommen werden.



Inkonsequent

*Frag hundert Katholiken
was das wichtigste ist
in der Kirche.
Sie werden antworten:
die Messe.*

*Frag hundert Katholiken
was das wichtigste ist
in der Messe.
Sie werden antworten:
die Wandlung.*

*Sag hundert Katholiken
dass das wichtigste in*

*der Kirche die Wandlung ist.
Sie werden empört sein.
Nein, alles soll bleiben
wie es ist!*

Lothar Zenetti

Aus unserer Geschichte

Vor 15 Jahren, 2003, hatte unser Jahrestreffen in Freising das Thema: „Gott einen Ort sichern-Heliand heute“ (ähnlich dem diesjährigen Jahrestreffen in Bad Driburg). „Assurer un lieu a' Dieu“ – Madeleine Delbrêl hat es vorgelebt. Auch wir wollten herausfinden, wie wir in einer Zeit, in der „Gott lautlos überflüssig wird“, unsere Alltagsspiritualität neu beleben können. Fast 100 Heliandfrauen und einige mutige Männer fanden den Weg nach Freising, angereist vom Norden, Osten, Westen, Süden und sogar aus Holland. Auf dem Domberg in Freising, bezogen wir Quartier, auf geschichtsträchtigen Boden mit einer christlichen Tradition, die bis ins 8. Jahrhundert zurückreicht.

Eine unserer Referentinnen damals war Dr. Gabriela Grunden. Ihr Thema war: „Missionarische Spiritualität“. Sie begann so: „Von Franziskus erzählt man sich folgende Geschichte: Eines Tages schlug er einem jungen Mönch vor: Wir wollen in die Stadt gehen und dort den Leuten predigen. So machten sie sich auf den Weg nach Assisi, und sie gingen dort durch die Straßen und über den Marktplatz und unterhielten sich über geistliche Dinge. Erst als sie wieder auf dem Weg nachhause waren, rief der junge Mönch erschrocken aus: Vater Franziskus, jetzt haben wir glatt vergessen, den Leuten zu predigen! Nein, antwortete Franziskus lächelnd, wir haben die ganze Zeit nichts anderes getan. Wir wurden beobachtet, einige Leute hörten Brocken unseres Gesprächs, unser Gestikulieren und all unser Tun wurden gesehen. So haben wir gepredigt. Denn, fügte er hinzu: Merk dir, mein Sohn, es hat keinen Sinn hinzugehen, um zu predigen, wenn man nicht schon durch das Gehen predigt.“ Missionarische Spiritualität auf den Punkt gebracht? Oder heilige Naivität, wie sie einem Franziskus zu eigen war?...

Frau Grunden: „Vor wenigen Jahren war der Begriff „Mission“ besetzt mit „jemanden bevormunden“, ...war der Inbegriff von Intoleranz. Heute hat sich die Situation verändert.

Der Missbrauch des Begriffs „Mission“ im Laufe der Geschichte ist offenkundig, missionarische Tätigkeit zeigte sich als schöpfungsverachtende Zerstörungskraft, Kulturen wurden vernichtet.

Imperialismus und Kolonialismus waren damit verbunden....

Mission, besser Sendung, geht von Gott aus, der Jesu Christi Antlitz trug, er der Gesandte schlechthin...ruft andere in die Sendung, er gibt Anteil an seiner Mission. Der biblische Ursprung ist eindeutig, aber wie kann man den Begriff heute verwenden? Bischof Wanke sagte: „Mission heißt für mich schlicht: Das weitersagen, was für mich selbst geistlicher Lebensreichtum geworden ist. Und Evangelisieren meint: Dies auf die Quelle zurückführen, die diesen Reichtum immer neu speist, auf das Evangelium, letztlich auf Jesus Christus selbst und meine Lebensgemeinschaft mit ihm.“

Und Spiritualität meint „Leben aus dem Geist Jesu“ (Rahner) oder „Verwirklichung des Glaubens unter den konkreten Lebensbedingungen“ (Zulehner). Wir benötigen eine „bilinguale Sprache“ in der christlichen Spiritualität. Bilingual, weil sie sowohl die Sprache der Bibel und ihrer Symbolik als auch die Sprache der Zeit zu sprechen vermag. Von missionarischer Spiritualität zu reden bedeutet folglich, sich zweisprachig auszurichten und zu lernen.

Missionarische Spiritualität hat nichts zu tun mit äußerlich bleibenden Riten. Gottes Gegenwart ist nicht gebunden an unsere Kraftanstrengungen. Sie ereignet sich im Aufstand der Herzen für Gott mitten in der Welt. Genau das hatte Franziskus begriffen. Darum kann er behaupten, dass es überhaupt nichts nützt, wenn einer hingeht, um zu predigen, wenn er nicht schon durch sein Gehen selber, also durch sein ganz banales Alltagsleben predigt.

Genau das hat Jahrhunderte später Madeleine Delbrêl erfahren, wenn sie schreibt: „Das Wort Gottes trägt man nicht in einem Köfferchen bis zum Ende der Welt. Man trägt es in sich, man nimmt es in sich mit auf den Weg. Man lässt es bis auf den Grund sinken, bis zu dem Dreh- und Angelpunkt, in dem sich unser ganzes Selbst dreht. Missionar sein kann man nur, wenn man dem Wort Gottes, dem Evangelium, in sich selbst einen offenen, weiten, herzlichen Empfang bereitet hat.“

Wichtige Gedanken aus dem Referat von Gabriela Grunden wurden von mir zusammengefasst.

Gertrud Singer

Wir über uns

Termine

Zentrale Veranstaltungen

17.- 19. Mai 2019 Frühjahrsfrauen in Dresden (Anreise ab 15. Mai möglich)

26. – 29. September 2019 Jahrestreffen im St. Bonifatiuskloster in Hünfeld (nahe Fulda)

29. September – 4. Oktober 2019 Ferien in Gemeinschaft im Bonifatiuskloster in Hünfeld

25. – 27. Oktober 2019 Generationen im Gespräch in der Jugendherberge Wiesbaden

Regionale Veranstaltungen

23. März 2019 Diözese Rottenburg/Stuttgart, Diözesantag in Stuttgart, Thema: „Wir können’s auch mit Stock“. Gruppenarbeit mit erfahrenen Leiterinnen

3. – 11. Juli 2019 Diözese Rottenburg/Stuttgart, Ferien in Gemeinschaft in Schloss Hersberg bei Immenstadt am Bodensee. Gäste aus anderen Diözesen sind herzlich willkommen.

Berichte

Rheintöchter in der Karibik?

37° im Schatten, am Ufer murmelten die Wogen, und als Dreingabe erschien eine spektakuläre Mondfinsternis am nachtklaren Himmel. Dabei mussten die Rheintöchter für so viel karibisches Feeling nur nach Köln reisen. Denn vom 25. bis 29. Juli 2018 präsentierte sich die Stadt von ihrer hochsommerlichen Seite. Das absolute Highlight (157,38 Meter) war der Dom, dem wir uns am Samstag widmeten. Am Vormittag gab es eine Führung auf seinem Dach, dessen Gebälk nicht aus Holz besteht, sondern eine beeindruckende Eisenkonstruktion aus dem 19. Jahrhundert ist. Die Dachflächen umfassen mehr als 12.000 m²

und bestehen aus Bleiplatten, die insgesamt fast 600 Tonnen wiegen. Es gab also eine Menge zu sehen. Unser Führer, ein Steinmetz der Dombauhütte, ließ die spannende Baugeschichte des Doms lebendig werden und vermittelte völlig neue Ansichten über ein Bauwerk, das schon einige Jahrhunderte die Silhouette der Stadt prägt. Noch älter waren die romanischen Kirchen, die wir am Freitag erkundeten: St. Maria in Lyskirchen, St. Maria im Kapitol, St. Cäcilien (also das Schnütgen-Museum), St. Aposteln und abends St. Andreas bei einem Gottesdienst. Was für ein Gegensatz zwischen dem grandiosen Dom mit seinen überwältigenden Besuchermassen und den großartigen, aber deutlich stilleren romanischen Basiliken. Hier konnte man in aller Ruhe auf Spurensuche gehen, Stimmungen nachspüren und intensive Gespräche führen.



Foto: Roswitha Löser

Die Reise galt jedoch nicht nur den vielen Kölner Gotteshäusern, sondern auch der Gemeinschaft. Dazu haben wir ein Format entwickelt, das in Köln seinen Probelauf hatte. Die „Kernreise“ ging von Freitag bis Sonntag, besonders reiselustige Rheintöchter trafen aber schon am frühen Mittwochabend ein, um mehr gemeinsame Zeit miteinander zu verbringen.

Außerdem hatten wir Frauen aus der Gegend in und um Köln informiert und sie zum Dombesuch am Samstag eingeladen. Auf diese Weise kam eine bunte Truppe aus Rheintöchtern, Heliand-Frauen und Frauen, die am Heliand Interesse gezeigt hatten, zusammen. Es wurden neue Verbindungen geknüpft, alte Beziehungen aufpoliert, Meinungen, Erkenntnisse und Adressen ausgetauscht und viele Eindrücke gesammelt. Zufrieden und ein bisschen verschwitzt traten wir am Sonntag unsere Heimreise an, im Gepäck ein neues Reiseziel. Nein, nicht die Karibik. Die Rheintöchter tun sich mit den Frühjahrsfrauen zusammen und fahren im Mai 2019 nach Dresden.

Dr. Cornelia Schneider

Deutsch-französisches Treffen in Freiburg am 22. September 2018

Die Heliandgruppe Freiburg organisiert, wie schon mehrfach berichtet, seit 2002 jährlich ein Treffen mit Mitgliedern der ACF (Action Catholique des Femmes) aus dem Elsass, abwechselnd diesseits und jenseits des Rheins. Vertreterinnen der Kfd und Mitglieder des ND, nehmen inzwischen ebenfalls daran teil, so dass sich immer zwischen 25 und 40 Teilnehmer/Innen, jeweils fokussiert auf ein Thema, einfinden. Diese Treffen haben sich als wichtig und auch heilsam erwiesen. Gerade 2013, im Jahr des 50jährigen Jubiläums des Deutsch-Französischen Freundschaftsvertrages, wurde beim Treffen auf dem Mont St. Odile offenbar, wie tief gerade bei der älteren Generation der Elsässer Verletzungen durch die deutsche Besatzung immer noch nachwirken. Nach Aussagen der französischen Teilnehmerinnen waren und sind diese Begegnungen sehr wichtig und haben zu einer echten Versöhnung mit ihren deutschen Nachbarn geführt, zu der die gemeinsame christliche Spiritualität nicht unwesentlich beigetragen hat. Wir von diesseits des Rheins erleben diese Treffen dankbar als Bereicherung und Zeichen einer aufrichtigen Freundschaft auf beiden Seiten. - Am 22. September feierten wir nun in Freiburg mit dem 15. Treffen ein kleines Jubiläum. Nach Museumsbesuch mit kleinem Orgelkonzert fanden wir uns mit 26 Teilnehmer/Innen „über den Dächern von

Freiburg“ in einem entzückenden Lokal zum Mittagessen ein. Anschließend erinnerte eine Diashow an die vergangenen gemeinsam verbrachten Tage, besonders an das große Treffen auf dem Mont Ste. Odile im Elsass. Barbara trug noch zusätzliche Eindrücke von ihrem diesjährigen Besuch in Reims bei, wo zwei Steinplatten in französischer und deutscher Sprache vor der Kathedrale an den Versöhnungsgottesdienst mit Erzbischof Marty, Charles de Gaulle und Konrad Adenauer erinnern, der hier am 8. Juli 1962 stattgefunden hatte. - Odile in Vertretung ihrer Gruppe verband mit ihrem Dank den Wunsch, dass wir Frauen uns unseres Einsatzes in Gesellschaft und Kirche immer mehr bewusst werden und dafür eine angemessene Wertschätzung einfordern. - Das Wetter trug das Seinige zum Gelingen des Tages bei. Einer der französischen Teilnehmer hat ein kleines Video gezaubert, das unter <https://youtu.be/ngIgQTP56OE> aufgerufen werden kann. Am Schluss versammelten wir uns im Chor der Konviktskirche zu einer kurzen Andacht, bei der wir gemeinsam und abwechselnd in deutscher und französischer Sprache beteten. - Bei der Frage, wie es mit den Treffen weitergehen soll, da wir alle älter und weniger mobil werden, wurde entschieden, dass wir uns jährlich ohne großes Programm zu einem Freundschaftsmittagessen abwechselnd in Strasbourg bzw. Freiburg treffen wollen. Die persönlichen Freundschaften können auf diese Weise weitergepflegt und auch durch Neuzugänge erweitert werden. Hoffen wir, dass wir sie noch eine Weile pflegen können!

Johanna Pölzl

Ferien in Gemeinschaft vom 23. – 30. September 2018 in Bad Driburg

In diesem Jahr waren wir nach sehr langer Zeit einmal wieder im Hotel Erika Stratmann, das direkt am Gräflichen Kurpark und unweit vom Zentrum gelegen ist, untergebracht. Bad Driburg befindet sich im Eggegebirge und ist das einzige Privatheilbad Deutschlands. Am Sonntagabend stellten uns Gerda Lohölter und Helga Holtrup das von ihnen für uns ausgewählte Ferienprogramm vor. Gleich am nächsten Morgen machten wir uns auf den Weg zum

Glasmuseum in Bad Driburg im Heinz-Koch-Haus. Dieses Museum wurde gegründet, um die jahrhundertealte Glasmachertradition zu reflektieren. Es zeigt, wie Glas in Bad Driburger Glashütten hergestellt wurde und wie die Glasmacher lebten und arbeiteten. Den Mittelpunkt des Museums bildet eine Werkbank der Glasmacher. Wasser und Glas sind seit Jahrhunderten wichtige Wirtschaftsfaktoren. Nicht umsonst wird Bad Driburg auch Glasstadt genannt. Diese Tradition hat die Firma Glaskoch mit ihrer Marke Leonardo entscheidend mitgeprägt. Am Nachmittag begaben wir uns zu einer Führung durch den Gräflichen Kurpark. Dieser Park gehört zu den schönsten Parkanlagen Deutschlands. Bei einem Spaziergang durch die große Anlage kann man Hinweise auf die berühmtesten Gäste entdecken: z.B. Friedrich Hölderlin sowie Annette von Droste-Hülshoff. Zum Park gehören auch eine aus Holz geschaffene Aussichtsplattform sowie Kur- und Therapieeinrichtungen und die Brunnenarkaden. Nach der Führung begaben sich viele von uns in das nahe am Eingang gelegene Café Pferdestall. (Es wurde dann in der nächsten Zeit häufiger von uns frequentiert). Abends war wie immer Spielen und Klönen angesagt.

Der Dienstagmorgen stand uns zur freien Verfügung, da die geplante Weserfahrt wegen des niedrigen Wasserstandes leider ausfallen musste. Nach dem Mittagessen fuhren wir zum Kloster Corvey. Schon von weitem sah man die Toranlage, die zum Schloss führt und das imposante und mächtige Karolinische Westwerk (9.Jh.) mit seiner Doppelturmanlage (12.Jh.). Das Karolingerkloster wurde 822 von Ludwig dem Frommen, einem Sohn Karls des Großen, gegründet. Seit 2014 gehört es zum UNESCO – Weltkulturerbe. Betritt man die ehemalige Abtei- und Klosterkirche, heute eine einschiffige Kirche, so lässt sich erkennen, dass dieser Raum, der von gotischen Architekturformen beherrscht wird, gegenüber dem karolingischen Westwerk weit und licht wirkt, ein bemerkenswertes Beispiel der Barockgotik. Bis ins 13. Jh. war die Reichsabtei Corvey ein Zentrum der Macht im Frankenreich. Davon zeugt der reich stuckierte Kaisersaal, der einen angemessenen Rahmen z. B. für die Corveyer Musikwochen bietet. Besonders erwähnenswert ist die aus 75 000

Büchern bestehende Bücherei, in der Hoffmann von Fallersleben schrieb und sammelte. Am Mittwoch verbrachten wir einen geistlichen Vormittag über Maria Magdalena unter der Führung von Gunda Mayer. Der Nachmittag stand für uns zur freien Verfügung. Viele von uns nutzten die Zeit zu einem Spaziergang oder zum Besuch der Therme oder der Salzgrotte. Den Abend verbrachten wir gemeinsam zum Thema „Auch der Herbst hat schöne Tage“. Es wurden Gedichte vorgetragen und gemeinsam Lieder gesungen. Am Donnerstag machten wir einen Ausflug nach Höxter und Schloss Fürstenberg. Bei unserer Stadtführung gingen wir zunächst ein Stück an der Weser entlang und von dort weiter in die Innenstadt, um uns Weserrenaissancebauten anzusehen. Hier ist einmal das Rathaus mit achteckigem Treppenturm zu nennen. Dann wurden wir zu zwei weiteren Bauwerken mit bedeutenden Fachwerkfassaden geführt: Die alte Dechanei von 1561 ist mit über 60 unterschiedlichen Fächerrosetten verziert. Sie war ein Adelshof des Rittmeisters Christoph von Amelunxen. Das Adam- und Eva-Haus verdankt seinen Namen der Holzdarstellung des Sündenfalls. Nach gemeinsamem Mittagessen fuhren wir zum Schloss Fürstenberg. Hier hatten wir die Gelegenheit, die berühmte Porzellanmanufaktur, die 1747 von dem Herzog von Braunschweig gegründet wurde, und das Museum mit seiner großen Ausstellung historischer und moderner Erzeugnisse zu besichtigen. Das Schlosscafé mit seiner schönen Terrasse und herrlichem Ausblick über das Wesertal lud viele von uns zum Verweilen ein. Am Freitag wurde uns nach dem Mittagessen von Helga ein Bastelnachmittag angeboten. Es wurden sehr schöne Tischlaternen, Servietten und Papiersterne hergestellt. Einige von uns nutzten dann den Samstagvormittag noch zu einem Stadtbummel oder einem Spaziergang durch den Park. Vor dem Abendessen fand dann unsere gemeinsame Eucharistiefeier statt. Der Abschlussabend wurde für uns wieder sehr vergnüglich gestaltet. Nach dem gemeinsamen Frühstück am Sonntagmorgen hieß es für die meisten von uns Abschiednehmen in der Hoffnung, uns im nächsten Jahr wahrscheinlich in Hühnfeld wiederzusehen. Zum Abschluss möchte ich mich im Namen aller bei dem Vorbereitungsteam, besonders bei Gerda

und Helga, die uns so schöne und abwechslungsreiche Ferientage beschert haben, ganz herzlich bedanken.

Beate Hambrock

Generationen im Gespräch, 19. – 21. Oktober 2018 in Bad Soden-Salmünster

Schöpfung – und wir mittendrin

Was hat mich in letzter Zeit in der Natur und in der Schöpfung besonders beeindruckt? Die Antworten von uns, den Teilnehmerinnen des „Generationen im Gespräch“ - Wochenende, auf diese Frage bewegten sich von den Niagara-Fällen über Pflanzen im eigenen Garten bis hin zum eigenen Kind auf dem Schoß. So wurde also schon zu Beginn deutlich: Was sich hinter dem Begriff „Schöpfung“ verbirgt, ist nur schwer als ein Ganzes zu (be)greifen, sondern wahnsinnig vielfältig. Große Unterschiede gibt es auch in verschiedenen Schöpfungsgeschichten aus unterschiedlichen Kulturkreisen: Laut einer alt-ägyptischen Mythe etwa schuf der Gott Atum-Ra die anderen Götter sowie Himmel, Erde, Pflanzen, Tiere und Menschen, indem er sich selbst befruchtete. Einen Nachmittag lang konnten wir auf dem Wochenende auch selbst zu Schöpferinnen werden und uns kreativ austoben: beim Verse dichten, Steine bemalen und dekorieren, beim Tiere aus Papier falten oder beim Anfertigen von Gemälden mit Hilfe von eigenen Hand- und Fußabdrücken. In einer gemeinsamen Vernissage wurden die Werke dann vor allen präsentiert und von allen bewundert.



Foto: Gundula Hellmann

*Ein guter Anfang
gehoben, gelichtet der
Nebel am Morgen*

Aber auch der kritische Aspekt rund um die Bewahrung der Schöpfung – der Klima- und Umweltschutz – kam an dem Wochenende nicht zu kurz. Im Vorabendprogramm sahen wir uns „Eine unbequeme Wahrheit“ vom einstigen US-Präsidentschaftskandidaten Al Gore an. Obwohl die Doku schon einige Jahre alt ist, sind die dort dargestellten Probleme und Herausforderungen aktueller denn je. Es folgten angeregte und inspirierte Gespräche über die Erkenntnisse des Films und über die Frage nach der jeweils eigenen Verantwortung gegenüber unserem Planeten. Dieses Thema der eigenen Verantwortung inspirierte uns so sehr, dass wir überlegten, uns auch im nächsten Jahr beim Generationen-Wochenende damit zu beschäftigen.

Viel Kraft und spirituelle Energie schöpften wir auch aus dem Wortgottesdienst, den wir gemeinsam feierten. Und – frau darf es nicht ungesagt lassen – auch die teilweise langen Abende im Weinkeller des Klosters Bad Soden-Salmünster sind ein wertvoller Bestandteil des alljährlichen Generationenwochenendes: Hier tauschen wir uns über aktuelle und bevorstehende Heliand-Ereignisse, aber vor allem auch über aktuelle politische und private Themen aus, bestärken uns und teilen Erfahrungen miteinander. So trennten sich die Heliand-Frauen am Sonntag, 21. Oktober, wieder – gestärkt und mit neuen Perspektiven auf das Thema Schöpfung.

Juliane Fiegler, Mitarbeit: Rebekka Schuppert

Damenwahl – 100 Jahre Frauenwahlrecht

Neun Frauen kamen am 1. November 2018 zum Treffen der „Rheintöchter“ nach Frankfurt, um die Ausstellung „Damenwahl!“ im Historischen Museum zu besuchen. „Die Ausstellung begleitet die Vorkämpferinnen des Frauenwahlrechts. Sie verfolgt die Geschichte der ersten Frauenbewegung in ihrem Einsatz für Gleichberechtigung und würdigt die ersten

Politikerinnen der Weimarer Republik. Mit einem Ausblick bis in die Gegenwart wird sichtbar, dass das Thema nicht an Aktualität verloren hat. Rund 400 Objekte aus internationalen Museen und Archiven zeigen neue Perspektiven auf den Kampf um das Frauenwahlrecht, den 1. Weltkrieg, die Revolutionszeit und die Weimarer Republik.“ (aus dem Flyer)

Nach einem Rundgang und einer kleinen Mittagspause im Museumscafé vertieften wir uns in einzelne Themen, tauschten uns dann in der Runde aus. „Frauenleben im Kaiserreich“ zeigte eine uns sehr fremde Welt, aber auch beginnende Veränderungen für die Frauen: Einerseits Frauen als ausgebeutete Arbeiterinnen, andererseits bürgerliche Frauen, die bessere Ausbildung und Berufsmöglichkeiten forderten. Das Frauenwahlrecht galt ihnen als Grundstein für Gleichberechtigung auf allen Gebieten, deshalb wurde der Kampf ums Frauenwahlrecht zentral.

1919 durften Frauen erstmals wählen und gewählt werden, im ersten Parlament saßen 37 Frauen. Und heute? Im Bundestag sind weniger Frauen als zuletzt. Wirkliche Gleichberechtigung ist noch lange nicht erreicht, alte Probleme bestehen weiter wie uns Schautafeln vor Augen führten, zum Beispiel sexualisierte Gewalt, Zwangsprostitution, ungleiche Bezahlung von Frauen und Männern, Altersarmut von Frauen usw. Die Ausstellung bestätigte: Gleichberechtigung ist noch lange nicht erreicht. Wir ließen den Tag in einem nahe gelegenen Lokal ausklingen, froh, wieder eine gute Zeit miteinander verbracht zu haben und hoffend auf ein neues Treffen.

Mathilde Pirzer-Hartmann

Aus aller Welt

Auch im Jahr 2018 haben wir als Heliand wieder verschiedene kleine Projekte in Afrika und Lateinamerika mit rund € 16.000,00 gefördert. Unsere Hilfe war möglich, weil Heliand-Frauen, aber auch Freundinnen und Freunde des Bundes, großzügig gespendet haben. Knapp € 15.000,00 sind für weltkirchliche Vorhaben, die wir von der Bundesebene angeregt haben, eingegangen und mehr als € 1.000,00 konnten für die Arbeit verschiedener anderer Schwestern in Afrika weitergeleitet werden.

Allen ein herzlicher Dank! Auch die Schwestern und Mitarbeiterinnen in den Projekten bedanken sich für die Heliand-Unterstützung.

Im Einzelnen sind folgende Vorhaben gefördert worden: Frauenarbeit in Südafrika (Sr. Angelika Laub), Frauenarbeit, auch mit Seniorinnen, im Sozialzentrum San José do Monte in Caruarú/Brasilien (Sr. Werburga Schaffrath OSB), Frauenarbeit im Centro Social Mizaél Montenegro Filho in Olinda/Brasilien (Sr. Hildegardis Nassen OSB und Sr. María do Socorro OSB), Ausbildungszentrum für Frauen in Larbaa-Nath-Iraten/Algerien (Sr. Elisabeth Herkommer) und Qualifizierung von Freiwilligen in Juli, Tacna-Moquegua und Arequipa/Peru. Außerdem ist der Sozialdienst katholischer Frauen in Berlin noch einmal für die Arbeit mit Flüchtlingsfrauen unterstützt worden.

Im März 2018 hatte ich in Verbindung mit einer anderen Reise nach Brasilien die Gelegenheit, unsere beiden „Verbindungsschwestern“, Sr. Hildegardis und Sr. Werburga, persönlich kennen zu lernen und einen direkten Eindruck von der Arbeit der Missionsbenediktinerinnen zu gewinnen. Es war eine gute Erfahrung, sich nicht mehr nur auf Korrespondenz und Telefonate beschränken zu müssen, sondern die handelnden Personen zu kennen.

Bei den Besuchen in Caruarú und Olinda wurde mir auch sehr deutlich, wie extrem die Armut im Nordosten Brasiliens im Vergleich zum Süden oder der Region Sao Paulo ist und wie sehr die Schwestern auf Hilfe angewiesen sind. Obwohl wir wissen, dass unsere solidarische Hilfe

begrenzt ist, macht sie Sinn, weil sie den Schwestern und Mitarbeiter/innen vor Ort die Arbeit zu Gunsten der Armen - insbesondere armen Frauen und Mädchen - in den Ländern des Südens, erleichtert.

Christel Wasiek



„Wenn viele Menschen sich bereits von der Kirche entfernt haben, dann ist das darauf zurückzuführen, dass die Kirche sich zu weit von der Menschheit entfernt hat. Eine Kirche aber, die die Erfahrungen der Menschen als ihre eigenen verspürt, die den Schmerz, die Hoffnung, die Angst aller, die sich freuen oder leiden, am eigenen Leib verspürt, diese Kirche wird zum gegenwärtigen Christus.“

Erzbischof Oscar Romero

Am 14. Oktober 2018 ist in Rom der 1980 ermordete Erzbischof von San Salvador heiliggesprochen worden. Oscar Romero kämpfte für ein gerechteres politisches System in El Salvador, seine Sorge galt den Armen und Unterdrückten.

Information aus den Projekten

Ausbildungszentrum für Frauen/Algerien: Unsere Bitte, die Arbeit von Sr. Elisabeth Herkommer in Larbaa-Nath-Iraten zu unterstützen, hat ein gutes Echo gefunden, so dass der Heliand ihr bis Ende 2019 insgesamt € 5.500,00 überweisen konnte.

Sr. Elisabeth dankt herzlich! Von dem Geld wird sie neue Stoffe und Materialien zur Vorratshaltung kaufen, damit die Werkstatt Aufträge zeitnah übernehmen kann. Sr. Elisabeth wird die Unterstützung aber auch nutzen, um neue Modelle zu schneiden und ein „Modeheft“ mit den vielen Stickmustern, die von der Werkstatt in den Jahren entwickelt wurden, zu erstellen. Die Stickmuster, orientiert an der Berbertradition, sind Kapital und Ausdruck der kunsthandwerklichen Qualität der Werkstatt. Sr.

Elisabeth ist immer bemüht, dass die Werkstatt bei Verkaufsausstellungen präsent ist, damit die festen Kosten finanziert werden können. Sie hat daher auch die jährliche kunsthand-werkliche Ausstellung im Dezember im Bischofshaus genutzt, Tischläufer, Decken u.ä. zu verkaufen.



Foto: Christel Wasiek / Sr. Elisabeth Herkommer

Im vergangenen Jahr hat die Werkstatt einen interessanten Auftrag erhalten, der für die Wertschätzung der Qualität und die Schönheit der Arbeiten spricht. Für die **Feier der Seligsprechung der 19 Martyrer/innen** – Ordensmännern und Ordensfrauen –, die in den Jahren zwischen 1994 und 1996 wegen ihres christlichen Zeugnisses in Algerien ermordet wurden, hat die Werkstatt 70 Stolen gearbeitet. Eine der Stolen wurde Kardinal Giovanni Angelo Becciu, der die Zeremonie der Seligsprechungen in Oran/Algerien am 8. Dezember 2018, dem Hochfest der Unbefleckten Empfängnis, geleitet hat, als Geschenk für Papst Franziskus überreicht.

Der Film „Von Menschen und von Göttern“ (2010) hat sehr eindrücklich das damalige Geschehen und die Ermordung von sieben französischen Trappisten (1996) aufgegriffen und auch in Europa einem größeren Publikum bekannt gemacht. Viele Heliand-Frauen werden den Film gesehen haben. In den sogenannten „dunklen Jahren“ in Algerien sind allerdings nicht nur die sieben Trappisten, sondern insgesamt 19 Ordensleute ermordet worden, unter ihnen auch vier Weiße Väter. Sr. Elisabeth lebte in den 1990er Jahren bereits in Algerien

und kannte sie. Es war für Sr. Elisabeth daher besonders berührend, jetzt die Eltern eines der ermordeten Weißen Väter zu treffen, die zur Seligsprechung ihres Sohnes nach Algerien gekommen waren.

Für Sr. Elisabeth war die Feier der Seligsprechungen mehr als eine innerkatholische Angelegenheit, denn sie ermöglichte auch die Begegnung von Christen und Muslimen, „vereint in der Erinnerung und der Sehnsucht nach Frieden und Versöhnung“ und stärkte die Erinnerung an die vielen Muslime, die in den 1990er Jahren ebenfalls dem Terror zum Opfer fielen.



Centro Social Mizael Montenegro Filho in Olinda/Brasilien: Sr. Maria do Socorro, die Leiterin des Zentrums, hält die Verbindung zu uns und hat darüber berichtet, wie zufrieden die Teilnehmerinnen am Näh- und Zuschneidekurs über den renovierten und neu ausgestatteten Raum für Frauenarbeit sind. Das Lernen und Arbeiten macht mehr Spaß.



Teilnehmerinnen des Schneiderkurses im Centro Social Mizael Montenegro Filho, Olinda/Brasilien.

Foto zur Verfügung gestellt von Sr. Maria do Socorro

Sozialzentrum Sao José do Monte in Caruarú/Brasilien: Im Jahr 2019 wird das Zentrum sein 50-jähriges Bestehen feiern, was in Brasilien einem kleinen Wunder gleichkommt. Häufig entstehen sinnvolle gemeinnützige Initiativen, die aber nach wenigen Jahren ihre Arbeit einstellen, weil die Finanzierung nicht mehr gesichert ist. Nichtregierungsorganisationen haben es in ganz Lateinamerika schwer, weil staatliche Förderung nicht üblich ist und wenn überhaupt, nicht auf Dauer gewährt wird. Wenn ein Orden sich

engagiert, dann sind die Voraussetzungen für eine kontinuierliche Arbeit günstiger, aber auch für Sr. Werburga ist es schwer, die nötigen Finanzmittel für die vielen Aktivitäten des Sozialzentrum Sao José zu organisieren. Die Unterstützung des Heliand im Jahr 2018 hat dabei geholfen, die Kosten für die Betreuerinnen der verschiedenen Frauengruppen zu finanzieren: Es gibt Gruppen für Gymnastik und Tanz, die Renascimento-Technik (spezielle Stick- und Hohlraumtechnik) und Handarbeit. Es nehmen junge und alte Frauen teil. Die drückende Armut der Menschen, die das Sozialzentrum aufsuchen, hat Sr. Werburga veranlasst, in der Weihnachtszeit wieder Lebensmittel zur Verfügung zu stellen, um die Not etwas zu mildern.

Zum Jubiläum im September 2019 möchten wir dem Sozialzentrum Sao José do Monte erneut helfen. In der nächsten Heliand-Korrespondenz wird ein Projekt vorgestellt.



Unterstützung von Frauen im Gefängnis in Tacna/Peru: Im November 2018 hat uns Caritas Tacna, verbunden mit einem herzlichen Dank für die Unterstützung, einen ausführlichen Projektbericht (auf Spanisch) und die Abrechnung vorgelegt. Bis Ende Dezember 2018 sind die Frauen noch vom Gartenbautechniker betreut worden.

Die mehr als 20 Projektteilnehmerinnen sind mit den verschiedenen gärtnerischen Tätigkeiten vertraut gemacht worden, und zwar theoretisch und praktisch. Das kleine Projekt hat viel bewirkt. Die Frauen haben die Zeit ihres Gefängnisaufenthalts konstruktiv genutzt, indem sie etwas für sich selber getan haben. Sie haben etwas Neues gelernt, das ihnen außerdem eine Verdienstmöglichkeit bietet, und zwar schon im Gefängnis aber vor allem auch nach ihrer Entlassung. Da die meisten der Frauen beruflich nicht qualifiziert sind, ist dieses Aspekt für ihre Zukunft wichtig.

Die Gefängnisleitung und die regionale Justizverwaltung wollen das Projekt weiterführen, weil es sowohl das interne Gefängnisleben positiv beeinflusst als auch den Gefangenen neue Perspektiven aufgezeigt hat. Das Projekt hat die Verantwortlichen auch angeregt, im Stadtzentrum einen kleinen Verkaufsladen anzumieten, wo Blumen und Pflanzen verkauft werden. Von den Verkaufserlösen erhalten die Frauen einen Teilbetrag. Caritas Tacna wird versuchen, eine reduzierte fachliche Begleitung anzubieten, für die eine gelegentliche kleinere Hilfe sinnvoll wäre.

Christel Wasiek



Im Frauengefängnis in Tacna/Peru: praktische Anleitung für Gartenarbeit. Das Foto ist vom Caritasverband Tacna zur Verfügung gestellt worden.

Herzlichen Dank allen Spenderinnen und Spendern des Jahres 2018!

Bis Ende 2018 haben wir den Missionsbenediktinerinnen in Olinda € 2.500,00 und in Caruarú € 2.000,00 und Sr. Elisabeth Herkommer in Algerien insgesamt € 5.500,00 überwiesen. Weitere Spenden werden gerne weitergeleitet.

In der HK 2/2019 wird das neue Projekt auf Bundesebene vorgestellt. Wir wollen dem Sozialzentrum Sao José do Monte in Caruarú/Brasilien helfen und sind dabei, mit Sr. Werburga einen Projektvorschlag zu klären

Missionskonto

des HELIAND – Kreis Katholischer Frauen
LIGA Bank Regensburg,
IBAN: DE 75 7509 0300 0002 2192 98
BIC: GENODEF1MO5

„Das ist gewiss eines der ersten Zeichen durch das die christliche Gemeinschaft auf der Bühne dieser Welt in Erscheinung tritt: der Dienst an den Armen.“

Papst Franziskus